

# Cyrano de Bergerac.

Roman von Jules Verne.

(3. Fortsetzung.)

In diesem Augenblick klopfte es an der Thür, und der Kammerdiener Richelieu zeigte sich.

„Wer ist da?“ fragte der Minister zornig, „ich habe doch gesagt, daß ich allein sein will.“

„Monseigneur,“ versetzte der Lakai, „eine Ehrenname der Königin ist da, welche darauf besteht, eingeführt zu werden.“

„Sie hat soviel geblendet und gelehrt, und ich habe nicht gewagt.“

„Eine Ehrenname der Königin?“

„Ihr Name?“

„Fräulein Diane de Luce.“

Der Kardinal wollte schon den Befehl ertheilen, die Dame fortzuschicken, doch plötzlich öffnete sich die Thür, und ein junges Mädchen stürzte in das Gemach.

Sie warf sich Richelieu zu Füßen, umfaßte seine Knie und rief:

„Gnade, Monseigneur, Gnade, ich flehe Sie um Gnade an.“

Richelieu's Gesicht trug den Stempel entschuldigender Härte, er erwiderte:

„Sie, mein Fräulein? Sind Sie bei Sinnen? Was wollen Sie, und woher kommt Ihnen die Kühnheit?“

Das junge Mädchen richtete sich halb auf. Sie war ein wunderbares Geschöpf. Ihre stark brünetten Haare zeigten fast blauliche Reflexe und umrahmten ein blaues Gesicht von vollendet schöner Schönheit. Die großen sammetrothen Augen hatten einen feinsten Glanz, bald von verführerischer Sanftmuth, bald von tapferer Energie.

„Gnade, Monseigneur, Gnade, hören Sie mich an! Ich weiß, wie tollkühn es ist, um eine schon verlorene Sache mit Ihnen zu kämpfen.“

„Mein Bruder.“

„Ihr Bruder ist ein Verräther!“

„Ein Kind, Monseigneur, ein thörichter Knecht, der sich hat verführen lassen, hinter die Läden.“

„Er hat sich gegen die Sicherheit des Reiches verschworen.“

„Er ist verurtheilt... und keine Macht der Welt.“

„Doch, Monseigneur,“ unterbrach das junge Mädchen, „eine Königin kann retten!“

„Welche?“

„Die über allen steht, die Ihrige!“

So unerbittlich Richelieu auch scheinen wollte, für die Schmiedei war er doch zugänglich. Er antwortete nicht sofort, und Diane de Luce fuhr fort:

„Monseigneur, mein Bruder und ich, wir sind zwei Waisens.“

„Unser Grovater, der Marquis Hector de Luce, ist im Dienste seiner Majestät gestorben.“

„Er fiel bei der Belagerung von La Rochelle unter Ihren Augen.“

„Das war vor zehn Jahren, im Jahre 1628.“

„Ja,“ versetzte Richelieu, „das war ein tapferer und ehrenhafter Edelmann.“

„Unser Vater, Jean de Luce, hat sein Leben hingegen, damit der Herzog von Nevers die Standarte Frankreichs auf der Citadelle Mantua aufpflanzen konnte.“

„Je größer die Beispiele waren, die Ihrem Bruder gegeben wurden, um so schuldiger ist er, der sie vergessen hat.“

„Aber ich wiederhole Ihnen noch einmal, Monseigneur, Raoul de Luce ist noch ein Kind, er hat nichts gewußt, nichts begriffen.“

„Ein französischer Edelmann muß stets wissen, daß man mit dem Spanier, dem Feind Frankreichs, patirt.“

„Monseigneur!“

„Gena! Die Gerechtigkeit nehme ihren Lauf. Das Urtheil, das das Tribunal der Marquiselle gefällt, wird vollstreckt werden.“

Richelieu erhob sich ungeduldig und wandte sich der Thür zu, doch das junge Mädchen war ihm vorangestürzt und rief:

„Ich sage Ihnen, Monseigneur, ein französischer Edelmann, dessen größtes Verbrechen der Leichtsin ist, wird in der Stunde, da Frankreich ein Dauphin geboren worden, nicht hingerichtet werden.“

Der Cardinal war stehen geblieben. Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß mein Bruder heute Morgen... hören Sie wohl... heute Morgen zum Schafot geführt werden soll.“

„Sehen Sie, Monseigneur,“ fuhr sie, sich dem Fenster zuwendend, fort, „von hier aus können Sie sogar am Horizont den schwarzen Fiedel bemerken, den das Geschloß in der Ferne bildet, hinter welchem das Schafot scheinbar errichtet werden wird.“

„Blut... Blut...“

„Fürchten Sie nicht, daß es auf die Wege zurückfällt?“

„Sie sprach mit zitternder Stimme, welche zu Herzen ging.“

„Mein Fräulein,“ begann Richelieu, doch sie unterbrach ihn in müthigem Tone und fuhr fort:

„Sie sind groß, sind allmächtig, Monseigneur, ganz Frankreich halten Sie in Ihrer Hand, und alle Häupter beugen sich vor Ihnen.“

„O, seien Sie gut, seien Sie barmherzig.“

„Ich bürge Ihnen dafür, daß mein Bruder all sein Blut hingeben wird, den begehrenden Fehltritt wieder gut zu machen.“

Der Cardinal schien nachzudenken; er tauschte mit dem Vater Joseph einen Blick aus und sagte dann, sich an das

junges Mädchen wendend, mit weniger lauter Stimme:

„Rehen Sie in die Gemächer der Königin zurück, und warten Sie dort die Befehle ab, die ich Ihnen vielleicht zu geben habe.“

„O, Monseigneur, er ist gerettet; sagen Sie, daß Sie ihn begnadigen!“

Mit langsamer Bewegung zeigte ihr Richelieu die Thür und sagte:

„Vielleicht; gehen Sie!“

Diane de Luce sah ihn an; ein Blitz der Hoffnung glänzte in ihren Augen, dann verneigte sie sich und verließ das Gemach.

„Eine Begnadigung?“ fragte der Kardinal hohnlachend, „das würde die Regierung des künftigen Königs von Frankreich recht großmüthig einweisen.“

„Genug,“ versetzte Richelieu schneidend und fügte mit nachdenklicher Miene hinzu:

„Sie hat wahr gesprochen; ich bin allmächtig, die Zukunft öfnet sich vor mir; ich möchte nicht gern auf der Schwelle einen Blutsied sehen.“

Wieder erschien der Kammerdiener und meldete:

„Eine größere Anzahl von Edelweissen lassen fragen, ob Ein. Eminenz ihnen die Ehre erweisen wollen, sie zu empfangen.“

Die beiden Männer wechselten einen verständnißvollen Blick.

„Sie fühlen Ihre Majestät,“ grüßte der Franziskaner, „doch lassen Sie sich nicht von den Schmeicheleien dieser Höflinge fangen.“

„Fürchten Sie nichts!“

Der Kardinal trat zur Seite und verschwand in einer Fensternische.

Während dieser Zeit hatte der Cardinal wieder in seinem Sessel Platz genommen und sagte, nachdem er einen letzten Blick auf die Papiere geworfen, die auf seinem Schreibtisch lagen, zu dem Kammerdiener:

„Lassen Sie die Herren eintreten.“

## 6. Kapitel.

Raum war der Befehl gegeben, als einer der Secretäre des Ministers an der Thür aufstellung nahm. Halb Priester, halb Soldat, kannte er meistens die ganze Hofgesellschaft von Ansehen und nannte ohne Furcht und ohne Zögern die Namen der Besucher, die einfachsten Landbedienten ebenso gut, wie die, die die höchsten Namen Frankreichs trugen. Ein langer Zug begann, doch bei den meisten Namen blieb Richelieu unbeweglich; vor den Herzögen und Marquis verneigte er sich ein wenig und erhob sich halb, wenn ein Prinz vorüberging; doch bei sich selbst fügte er hinzu:

„Joseph hatte Recht; sie fühlen, daß meine Macht durch die Geburt des Kindes gekürzt und getrübt worden ist.“

Obwohl er im tiefsten Innern diese Gedanken hegte, so gab er doch trotzdem die Beweise einer wunderbaren Geistesgegenwart. Für den einen hatte er ein lebenswürdiges Wort, dem andern erneuerte er ein Versprechen, und jeder schrieb sich das Verdienst einer solchen Liebenswürdigkeit zu, ohne zu ahnen, daß der Cardinal nur ein System verfolgte.

Als der letzte Höfling fortgegangen war, und die Thür sich wieder geschlossen hatte, richtete Richelieu seinen Seufzer der Erleichterung aus.

Der Vater Joseph verließ die Fensternische und fragte mit heiserer Stimme:

„Monseigneur, haben Sie nicht bemerkt, daß einige Edelweisse fehlten?“

„Ich hatte genug mit denen zu thun, die da waren,“ versetzte Richelieu.

„Also haben Sie nicht gemerkt, daß Herr von Cinq-Mars fehlte?“

„Ich habe ihn allerdings nicht gesehen,“ entgegnete der Cardinal, „doch ein junger Mann ist zu entschuldigen, denn die Geburt des Dauphin muß für ihn ein großes Ereigniß gewesen sein.“

Der Franziskaner lächelte lässlich, dann fragte er weiter:

„Entschuldigen Sie auch seinen Freund und Jacques de Thou?“

Bei diesem letzten Namen verbüßte sich das Gesicht des Ministers plötzlich, er murmelte in einem Tone, der wenig Sympathie bezeugte:

„Jacques de Thou?“

„Dieser Mann,“ fuhr der Mönch fort, „ist einer Ihrer schlimmsten Feinde.“

„Worauf gründen Sie diese Ansicht?“

„Auf das, was ich mit meinen eigenen Ohren gehört.“

„Es ist gut; dieser Mann ist gerichtet!“

In diesem Augenblick wandte der Cardinal lebhaft den Kopf, denn eine geheime Thür hatte sich in ihrem Angeln gekehrt, und es zeigte sich in ihrem Rahmen ein schwarzgekleideter Mann. Richelieu erkannte den Arzt der Königin, der sich in heftiger Aufregung befand. Ein toller Schweiß bedeckte die Stirn des Cardinals, und sein erster Gedanke war:

„Der Dauphin ist todt.“

Der Arzt war nähergetreten und sagte mit geheimnißvoller Miene:

„Monseigneur, ich habe Ihnen eine ernste Mitteilung zu machen.“

Unwillkürlich gab Richelieu seinen Gedanken lauten Ausdruck und fragte: „Der Dauphin ist todt?“

Seine Stimme zitterte, und sein Gesicht verrieth die höchste Aufregung.

„Nein,“ erwiderte der Arzt.

Der Cardinal stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, doch seine Angst war noch nicht vollständig geschwunden. „Das Kind lebte noch.“

„Doch wie lange!“

„Ist er krank? ernsthaft bedroht?“

„Ganz im Gegentheil, Seine königliche Hoheit giebt die besten Hoffnungen.“

„Aber was geht denn vor? Sprechen Sie, sprechen Sie schnell!“

„Ihre Majestät hat eben einem zweiten Kinde das Leben gegeben!“

„Einem zweiten Kinde?“

Der Arzt nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Richelieu und der Mönch wechselten einen bestürzten Blick, doch der Vater Joseph hob sich zuerst und fragte:

„Ist die Königin bei Bewußtsein?“

„Nein, Hohechwürden, Ihre Majestät liegt in tiefer Ohnmacht.“

Nun legte der Mönch seine Hand auf die Schulter des Arztes und sagte, ihm fest ins Auge sehend:

„Diese Ohnmacht muß... hören Sie wohl... sie muß noch längere Zeit fortbauern.“

„Unmöglich, Hohechwürden,“ stotterte der Arzt.

„Ich schwöre Ihnen...“

„Schon gut,“ unterbrach der Mönch; „wir wissen, wie weit Ihre Ergebenheit geht... Und da wir Ihnen bereits zu viel gesagt haben...“

Ohne den Satz zu vollenden, ergriff der Vater Joseph ein Blatt Papier vom Tische des Cardinals, schrieb einige Worte darauf und sagte dann zu dem Arzte:

„Auf diesem Blatte fehlt nur noch die Unterschrift des Cardinals Richelieu!“

„Ein Letzte de cachet!“

„Wählen Sie... Gehorsam oder die Bastille!“

Der Cardinal hatte diese Scene scheinbar nicht beachtet, und der Arzt murmelte, auf ihn zutretend:

„Wie sind ihre Befehle, Monseigneur?“

Ohne ihn auch nur anzusehen, fragte Richelieu:

„Ist das Kind ein Knabe oder ein Mädchen?“

„Ein Knabe!“

„Ein zweiter Sohn,“ hauchte der Cardinal, sein Gesicht entfarbte sich, und ein heftiges Zittern schüttelte seinen mageren Körper.

„Zwillinge!... Nein, das ist nicht möglich!... Für die Sicherheit des Staates, die Ruhe des Landes ist das ein Unbiling!“

Doch plötzlich schwand diese Aufregung, und Richelieu hatte mit äußerster Anstrengung seine Geistesgegenwart wieder gewonnen. Er schweig einige Sekunden und fragte sich jedesfalls, ob er den Arzt zu einem Verbrechen zwingen sollte, denn als er das Haupt erhob, murmelte er:

„Nein! das königliche Blut ist geheilig!“

Dann deutete er auf den Tisch und befahl: „Schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde!“

Der Arzt gehorchte und der Cardinal dictirte ihm:

„Ich bestätige, daß Ihre Majestät am heutigen Tage, am 15. September 1638, zwei Kindern männlichen Geschlechts das Leben geschenkt hat.“

Gezeichnet:

Lemartois, erster Arzt Ihrer Majestät.“

„Gut!“ sagte Richelieu, als der andere das letzte Wort geschrieben hatte, bemächtigte sich des Papiers und ließ es in einer Tasche seiner Soutane verschwinden.

„Doktor,“ sagte er, „Sie sind Mitarbeiter eines Geheimnisses, das die Sicherheit des Staates angeht!... Sie, Joseph und ich sind die einzigen auf der Welt, die es kennen!... Wenn es jemals enthüllt werden sollte, so können nur Sie gesprochen haben... Und das wäre Ihr Tod!... Sie haben mich verstanden?“

Der Arzt war schweigsam geworden und verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung.

„Kann ich auf Ihr Stillschweigen rechnen?“

„Monseigneur, ich schwöre Ihnen.“

„So bleibt Ihnen nichts weiter übrig, als mir bis zuletzt zu gehorchen.“

„Was soll ich thun?“

„Holen Sie das Kind, verbergen Sie es unter Ihrem Mantel und tragen Sie es fort... Benutzer Sie den geheimen Gang; wenn Sie ihm folgen, können Sie das Schloß verlassen, ohne gesehen zu werden... Bringen Sie das Kind in Ihrer Wohnung unter und erwarten Sie dort meine weiteren Befehle... Gehen Sie!“

## 7. Kapitel.

Der Cardinal war auf seinem Sessel zusammengesunken, während der Arzt das Gemach verließ. Starren Auges sann er nach oder bemühte sich richtiger gesagt, in das wirre Chaos seiner Gedanken etwas Ordnung zu bringen.

Dieser Mann war mit der wunderbarsten moralischen Energie ausgestattet; jetzt aber war er auf das Tiefste erschüttert. Zuerst hatte er eine große Freude empfunden, in politischer Hin-

sicht war die Geburt eines Dauphin der sichere Triumph. Ludwig der Dreizehnte konnte verschwinden, er hatte in dieser Stunde einen direkten Nachfolger, und der eigentliche Herr dieses Königs war niemand anders als der Premierminister. Richelieu hatte zu viel triumphirt, denn Anna von Oesterreich hatte zwei Kindern das Leben gegeben. Politisch war dies ein Unglück, denn was sollte unter solchen Verhältnissen aus dem Rechte der Erstgeburt werden?

Zuerst hatte sich Richelieu gesagt: „Eines dieser Kinder muß verschwinden“; doch jetzt zögerte er; Strupel erhoben sich in seinem Gewissen. Ohne sich über den moralischen Werth eines Königs, der in seinen Händen doch nur ein gefügiges Werkzeug war, den geringsten Illusionen hinzugeben, hatte er doch stets eine große Ehrfurcht vor dem königlichen Blute gehabt, und so frohte er sich — fast unwillkürlich — mit lauter Stimme:

„Welches ist der Aeltere, welches ist der wahre Dauphin?“

Blitzartig zuckte Richelieu zusammen, denn eine Stimme hatte ihm geantwortet:

„Der Thron von Frankreich hat nur einen einzigen Erben.“

Er wandte sich um; der Vater Joseph stand neben ihm. Der Mönch richtete sich starr in seiner Kutte auf und fügte hinzu:

„Der Dauphin ist das Kind, das man dem Volke und dem Hofe gezeigt hat.“

„Und das andere?“ fragte Richelieu.

„Muh verschwinden!“

„Das wäre ein Verbrechen!“

„Nein, Monseigneur, nur eine Vertheidigung!“

Gewöhnlich trug der Vater Joseph, wenn er zu dem Cardinal sprach, die Formen der Ehrerbietung zur Schau, die der Mönch dem Prälaten schuldet. In jenem Tage ließ er sich aber von seiner strengen Idee befeuern, und indem er sich bis zur Vertraulichkeit verlag, legte er seine schwere Hand auf die Schulter des Cardinals und sagte:

„Mann, lassen Sie sich nicht von thörichter Sentimentalität hinreißen. Eins dieser Kinder ist zu viel; lassen Sie es verschwinden!“

„Das ist meine Absicht!“

„Aber lassen Sie es vollständig verschwinden.“

„Dazu werde ich mich nie entschließen.“

„Dann geben Sie sich auf Gnade und Ungnade in die Hände derjenigen, die im Geheimniß sind!“

„Niemand kennt es außer uns...“

„Und der Arzt...?“

„Von dieser Seite ist nichts zu fürchten... ich habe mir sein Schweigen gesichert.“

„Gleichviel!... ich werde erst dann ruhig sein, wenn Sie mir das Kind anvertraut haben.“

Der Cardinal schauderte.

„Aber sollte ich es anvertrauen?“ murmelte er, „damit Sie es...“

Er sprach den Satz nicht aus; doch der Mönch hatte ihn verstanden und versetzte nun in Tone kalter und ruhiger Grausamkeit:

„Ja!“

Richelieu richtete sich straff empor; er hatte in diesem Kampfe gegen einen Willen, der den seinen zu beherrschen suchte, seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen.

„Genug!“ sagte er mit schneidender Stimme. Doch der Mönch ließ sich nicht entweichen; er nahm eine demüthige Haltung an und fuhr fort:

„Bedenken Sie, Monseigneur, bedenken Sie!... Wenn Sie diesem Kinde das Leben lassen, so könnte es eines Tages Unzufriedene um sich sammeln... und dann...“

„Dem werde ich vorbeugen wissen,“ entgegnete Richelieu.

Die Handbewegung, mit der er diese letzten Worte begleitete, bewies dem Franziskaner, daß es klüger war, abzubrechen. Doch er schüttelte das Haupt, wie ein Mann, der seine Idee nicht aufgibt, nur ein aufmerksamer Zuhörer hätte vernehmen können, wie er leise die Worte murmelte:

„Ich will lieber handeln; das ist sicher!“

Es wäre schwierig gewesen, zu entscheiden, wer in diesem Augenblick von den beiden Männern der ataulamere war... Der eine wollte einen Neugeborenen der Staatsstraßen opfern, die er als das höchste Interesse betrachtete; der andere hatte Mitleid mit dem Kinde, weil es der Sohn des Königs war; doch gleichzeitig baute er in seinem Haupte einen Plan von teuflischer Bosheit auf...  
Plötzlich schlug er auf eine Glocke, ein Lakai erschien, und Richelieu belohnte mit trockener Stimme:

„Geben Sie in das Vorzimmer der Königin und sagen Sie Fräulein de Luce, daß ich Sie hier erwarte.“

„Diane de Luce zählt kaum 20 Jahre; doch da sie schon seit langem Waise war, hatte das Unglück ihren Muth gereizt und ihren Geist gekräftigt, und so war sie nothgedrungen die Beschirmerin ihres Bruders geworden, der zwei Jahre jünger war als sie. Eben dieses Bruders, seiner Zukunft halber hatte sie die Stellung einer Hofdame angenommen und bekleidete diese feineren wegen trotz aller Kränkungen weiter, denn eine stolze und freimüthige Natur, ertrug sie die Intrigen, in deren Mitte sie lebte, nur mit großer Mühe. Die unaufhörliche Jagd nach Stellen, das stets rege Fahren nach Gunst und Ehren erregten in ihr einen lebhaften Widerwillen, und da sie

zum Heucheln zu aufrichtig war, so zog sie sich zahlreiche Feindschaften zu. Ihre Güte, ihre Schönheit wurden ihr zum Verbrechen ausgelegt, und Diane wußte, was sie erwartete, wenn sie ein neues Unglück traf. Keine Hand würde sich nach ihr ausstrecken, kein Mund würde Worte des Trostes oder des Mitleids finden... Doch für Raoul de Luce, ihren Bruder, fügte sie sich in das Unvermeidliche, und nun hatte sich der junge Edelmann in tollkühnem Wagemuth in eine Verschwörung gegen den Cardinal eingelassen! Raoul war verloren, das Schafot harrete sein, und ohne den glücklichen Zufall der Geburt eines Dauphins hätte Diane in dieser Stunde allein auf der Welt dagestanden...  
Doch nein! so ganz allein doch nicht! Es blieben ihr noch zwei Wesen, die sie liebte, eine Schwester ihrer Mutter, die Gräfin von Pontallais und Cyrano de Bergerac.

Frau Pontallais bewohnte ein Hotel auf der Place Royale, in dem sich Diane und der junge Gascoigner oft gesehen hatten. Da sie beide klug und intelligent waren, so hatten sie sich schnell verstanden, und sie tauschte mit Vergnügen seinen Reden, obwohl ihr dieselben manchmal zu wild erschienen...  
Doch in diesem Augenblicke war Diane ganz allein, Cyrano war fern, und ihr Bruder harrete in einem Kerker des Augenblicks, da man ihn zum Schafot führen würde, während ihre Tante auf ihrem Schlosse Berrieres weilte...  
Als das junge Mädchen das Kabinett betrat, hatte Richelieu wieder am Tische Platz genommen und vertieft sich mit erster Miene in ein vor ihm liegendes Aktenstück. Der Vater Joseph hatte sich in einen dunklen Winkel zurückgezogen, von wo aus er alles sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.  
Das Gesicht Dianes zeigte eine entschlossene Blässe, und unwillkürlich fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen, das nicht mehr schlug. Das arme Kind wußte, daß diese Unterredung entscheidend war; es handelte sich um Tod und Leben!  
Sie verneigte sich tief, doch der Cardinal schien ihre Anwesenheit nicht einmal zu bemerken, sondern blätterte eilig in dem vor ihm liegenden Aktenstück.  
„Monseigneur...“ murmelte das junge Mädchen.  
Richelieu wandte sich bestig um, richtete seinen starrten Blick auf das Gesicht Dianes und sagte dann nach kurzem Schweigen mit scheinbarer Sanftmuth, die Diane zuerst beruhigte:  
„Mein Fräulein, so viel ich weiß, haben Sie eine Verwandte?“  
„Ja, Monseigneur, eine Tante, Frau von Pontallais...“  
„Die Gräfin liebt Sie?“  
„Ich habe keine Mutter mehr, und sie hat Mutterstelle an mir vertreten.“  
„Wenn Ihnen ein Unfall zustieße, so würden Sie bei ihr Schutz und Hilfe suchen?“  
„Ein Unglück?“ seufzte das junge Mädchen und Thränen kürzten aus ihren schönen Augen. Doch da sie nur an ihren Bruder dachte, so fuhr sie mit gedrogener Stimme fort:  
Das einzige Unglück, das mich in dieser Stunde treffen könnte, kann Ihre Eminenz mir erparten... doch sollte ich von diesem Unheil betroffen werden, so würde mich weder meine Tante noch sonst jemand auf der Welt darüber zu trösten vermögen!“  
Richelieu verstand, was sie sagen wollte, doch ohne seine fremdsüchtigen Manieren fallen zu lassen, sagte er:  
„Sprechen wir jetzt nur von Ihnen.“  
„Von mir?“  
Diane sah den Cardinal übersehen an, und erwiderte, mit dem Kopfe nickend:  
„Ja!“  
„Dann fuhr er, ihr fest ins Auge blickend fort:  
„Wenn die Gräfin Sie wie ein Kind liebt, so würden Sie zweifellos bei ihr Nachsicht und Verzeihung finden?“  
Diane begann, sich über dieses Verhör zu wundern und fragte sich, wo der Cardinal hinauswollte.  
„Nachsicht?... Verzeihung?...“ murmelte sie.  
„Ja, für irgend eine schwere Schuld!“ flüsterle Richelieu.  
Das junge Mädchen hatte sich aufrichtig; sie blickte dem Cardinal stolz ins Auge und sagte mit klärenden Augen und erhabener Stimme: „Eine Luce weiß ihren Namen und ihre Ehre rein zu erhalten.“  
Die rothe Eminenz lächelte lässlich und sagte, mit der Hand auf das vor ihm liegende Aktenstück schlagend:  
„Das ist also das ausschließliche Eigenthum der Frauen in dieser Familie, denn ich habe hier vollgültige Beweise, daß ein Raoul de Luce seinen Namen und seine Ehre verlegt hat!“  
„Monseigneur!“  
„Ein Luce,“ fuhr Richelieu fort, „hat sich wieder seinen König verschworen... ein Luce hat sich mit den schlimmsten Feinden des Reiches verbündet... Ein Luce hat den Tod der Verräther und Schurken verdient!“  
„Gnade, Monseigneur... Gnade für meinen Bruder!... ich habe es Ihnen ja gesagt: er ist noch ein Kind!... Er wird das Verbrechen seiner Jugend durch ein ganzes Leben der Ergebenheit auszulösen suchen!“  
Der Minister lächelte, dann fragte er mit dem lebenswürdigsten Tone von der Welt:  
„Mein Fräulein, haben Sie einen Bräutigam?“  
Diane betrachtete ihn mit der größten Bestürzung. Er machte den Eindruck einer Frage, die mit der Maus

spielt, und das arme Kind hatte die Empfindung, als müßte sie im nächsten Augenblick von seiner Sammetpote zerrissen werden.

„Antworten Sie mir, Fräulein von Luce,“ sagte Richelieu.

Diane schüttelte verneinend den Kopf.

„Wie? ein so schönes Mädchen sollte nicht einmal einen Verehrer haben?“

Das junge Mädchen gab keine Antwort... Was sollten solche Reden in diesem Augenblicke bedeuten!... dieser verhaßte Mensch suchte sie also in jeder Weise auf die Folter zu spannen, doch ihre Qualen waren noch nicht zu Ende, denn plötzlich änderte er den Ton und stellte sich, seinen Sessel verlassend, vor sie hin, während er mit rauher Stimme fragte:

„Wollen Sie Ihren Bruder retten?“

Diane sah ihn erschrocken an und fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirn.

„Wollen Sie Ihren Bruder retten?“ wiederholte Richelieu.

„O, Monseigneur!... Und wenn ich mein Leben für das seinige geben müßte!“

„Das würde ich nie verlangen!“

„Befehlen Sie, Monseigneur... Was soll ich thun? ... Ich bin zu allem bereit...“

„Nun gut, darauf rechne ich!“ murmelte der Cardinal, und sagte dann, auf seinen Sessel deutend:

„Sehen Sie sich!“

Sie gehorchte, während er ihr eine Feder in die Hand drückte und befahl: „Schreiben Sie!“

Dann neigte er sich zu ihr hinunter und dictirte:

„Theure Tante!... Lange nannte ich Sie meine Mutter, doch ich wage nicht mehr, Ihnen diesen Namen zu geben...“

Diane hielt inne und blickte den Cardinal fragend an, doch in noch heftigerem Tone rief dieser:

„Schreiben Sie!“

„Für wen ist dieser Brief?“

„Für Ihre Tante, Frau von Pontallais.“